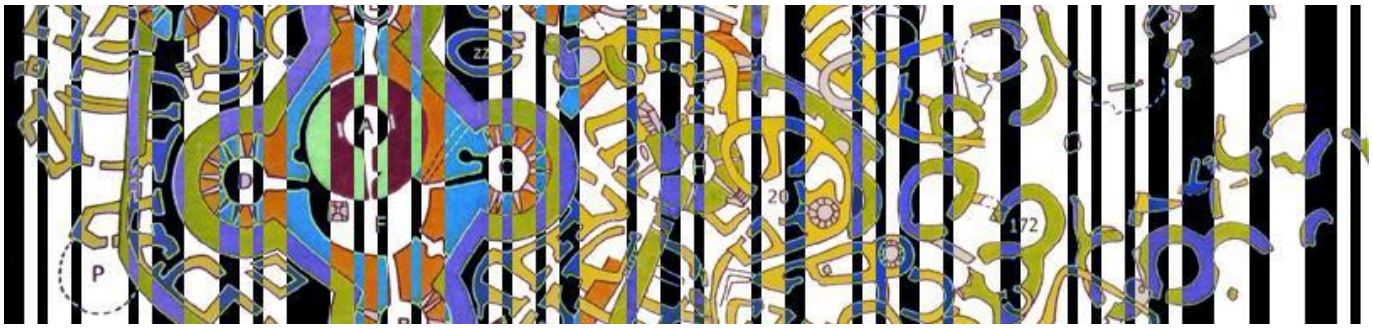

Nuraghenland

Geheimnisse und Vermächtnisse sardischer Turmbauten

Inhalt

1. Wahl eines Basislagers 1
2. Marmilla – Landschaft der „tausend Meere“ 3
3. Verteilungsmuster von Nuraghen 6
4. Turmbauten mit schwer zu bestimmender Funktion 9
5. Gründe, die Nuraghengeschichte lebendig zu halten 13

Literatur 16

1. Wahl eines Basislagers

Über dreitausend Mal (Pauli S. 85) – so erzählt man aus den Geländegängen der Archäologen im vergangenen 20. Jahrhundert und verzeichnet es so in den topografischen Karten – sei man in Sardinien auf die Reste jener geheimnisvollen Bauten gestoßen, die seit unbestimmbarer Zeit mit einem alten, im Vorindogermanischen wurzelnden Namen als „**Nuraghen**“ bezeichnet werden. Zudem schätzt man, dass es einmal über zehntausend gewesen sein könnten. Meist findet sich kaum mehr als ein Haufen großer Gesteinsbrocken, oft auch völlig aus ihrem Kontext genommen und in Grundstücksmauern umgeschichtet, nur noch selten in jener sich in die Höhe leicht verengenden Turmform zu sehen und ganz selten als die Ruinen mehrtürmiger Baukomplexe, deren ursprüngliche Gestalt wir allerdings erst erahnen können, nachdem Grabungen die rekonstruierten, über die Jahrhunderte verschütteten Reste wieder freigelegt haben. Wo also anfangen, wenn man mehr über die Kulturgeschichte dieser frühgeschichtlichen Menschheitswerke erfahren will, deren Schöpfer sich auch auf kleinen Statuen aus Bronze bewahrt haben (Bild links)?

Eine gute Wahl ist das kleine, von an die 1300 Menschen bewohnte Örtchen **Barumini**, ziemlich genau im Zentrum der südlichen Hälfte Sardiniens gelegen und Heimat des führenden Erforschers der Nuraghenzeit, Giovanni **Lilliu** (1914 bis 2012) – Abb. 1.

***Abb. 1**: Die Lage von Barumini inmitten des südlichen Sardiniens, im Umfeld mehrere Basalthochebenen (Giare), die in diesem Essay noch eine zentrale Rolle spielen werden, und nahe dem Rohstoffzentrum neolithisch-bronzezeitlichen Obsidians auf dem Monte Arci. Grundkarte:Relief Sardiniens, mit gestricheltem Eintrag der angeschnittenen Provinzen von links oben im Uhrzeigersinn: Oristano, Nuoro, Tortoli, Cagliari und Sanluri.*

Nur wenig westlich von Barumini findet sich mit **Su Nuraxi** einer der größten Nuraghenkomplexe Sardiniens, zudem der einzige, der es in den Rang eines UNESCO-Weltkulturerbes geschafft hat (Abb. 2). Entsprechend leistungsfähig ist daher auch die Infrastruktur mit einem großen Parkplatz ausgebaut. Engagierte Menschen erläutern die Anlage, die wegen der Kletterstrecken innerhalb der Türme aus Sicherheitsgründen nur geführt zu besichtigen ist. *(Notizen zu Su Nuraxi demnächst auf homersheimat.de)*

***Abb. 2**: Blick aus dem Nuraghen Su Nuraxi auf halber Höhe gen Osten in Richtung des benachbarten Ortes Barumini. Rechts einer der Türme aus großen Basaltblöcken im Anschnitt, unten ein Teil des Nuraghendorfs (2016-0574).*

Es ist weniger empfehlenswert, sich einer der Touristenbusladungen anzuschließen, die hier – neben anderen Objekten in ihren dichten Tagesprogrammen – meist nur einen maximal eineinhalbstündigen Besichtigungs- und Museumsshop-Stopp einlegen, so dass man abends im Hotel ganz anderenorts vielleicht noch darüber sinniert, an welchen Sternen man denn heute wieder vorbeigeschnuppt ist. Zehn Fußminuten westlich von „Su Nuraxi“ liegt mit einem gleichnamigen kleinen **Hotel** am Rande ausgedehnter Olivenhaine ein besserer Stützpunkt (das Hotel „Su Nuraxi“ im Web: http://www.hotelsunuraxi.it/). Er bietet den Blick auf den Nuraghen am schönsten in der Abendsonne, eine sardisch-bodenständige Umsorgung und eine Sicht in die Landschaft, die der am Nuraghen selbst nahekommt (Abb. 3).

Der Nuraghe sitzt auf einer Kalksteinterrasse leicht oberhalb einer weiten Ebene, die rundum von schroffen Kanten meist plateauartiger Berge begrenzt wird. Inmitten dieser Ebene ragt ein Hügel in perfekter Kegelform heraus, dessen kleines rundes Plateau von noch immer eindrucksvollen Ruinen gekrönt wird. Vom benachbarten Dörfchen Las Plassas führt nur ein steiler Serpentinenweg hinauf.

***Abb. 3**: Der Kegelberg bei Las Plassas und Symbol der Region Marmilla in der Ebene, auf die der Blick vom Nuraghen Su Suraxi am Fuß der Giara di Gesturi fällt (2016-9967).*

2. Marmilla – Landschaft der „tausend Meere“

Über diesen Berg wäre noch mehr herauszufinden. Dem ortsansässigen Giovanni Lilliu war seine Geschichte natürlich so bekannt, dass er sie nur mit einer Bemerkung zum „richterlichen Schloß Las Plassas“ streifte (Lilliu S. 51). Da denkt man an die Bibel, ihr „Buch der Richter“, rätselt über den spanischen Einklang – und bleibt ratlos. Mit dem Abtreten von Lillius Generation verschüttet auch diese Erinnerung und man erfährt nur eher zufällig, dass just dieser Kegelberg, auf den der Blick vom Nuraghen wie vom gleichnamigen Hotel fällt, das Wahrzeichen der sardischen Region **Marmilla** sei.

Aber was hat die zentralsardische und entsprechend meeresferne Region dieses Kegelbergs mit „tausend Meeren“ zu tun – auf die eine naheliegende Deutung dieses Namens verweisen könnte? Eine Lösung finden wir im Rücken des Nuraghen. Denn hinter ihm erhebt sich der steile Hang zum Plateau der **Giara di Gesturi**, die vom Nachbarort ihren Namen erhalten hat. Auf die Distanz von nur gut einem Kilometer geht es um die 350 Höhenmeter hinauf (Karte in Abb. 4 auf der nächsten Seite).

Hinter der besonders steilen Plateaukante erstreckt sich eine weite, fast völlig plane Hochebene. Sie ist mit einem von zeitweise heftigen Winden nach Osten gebeugten Wald aus diversen **Eichen**arten bewachsen. Es finden sich zahlreiche solitäre und auch beerntete Korkeichen (Quercus suber), die immergrünen Steineichen (Quercus ilex) als dominante Art mediterraner Wälder, aber auch Flaumeichen (Quercus pubescens). Im Unterwuchs gedeihen sodann die typischen Büsche und Stauden der Macchia. So landet man unversehens in einem Dickicht ohne jede Weitsicht und damit ohne Orientierung. Zudem führen Pisten und Pfade mal hierhin mal dorthin, oder enden einfach, vornehmlich an flachen **Seen**.

In allen sanften abflusslosen Senken der Hochebene sammelt sich Regenwasser, das im Winterhalbjahr auf die Hochebene trifft. Solche Wasserflächen heißen hier „Pauli“, auf dem benachbarten Korsika sehr ähnlich „Padule“ (insbesondere in der Réserve Naturelle de Tre Padule de Suartone), werden aber im französischen auch als „mares temporaires“ bezeichnet, obwohl sie angesichts ihrer geringen Erstreckung und Tiefe nichts mit einem „Meer“ in unserem Verständnis zu tun haben. Trotz unübersichtlichem Gelände wird man nie „tausend“ dieser „Meere“ zählen, aber doch einige wenige größere und viele kleine im nur sanft gewellten Gelände der Hochfläche.

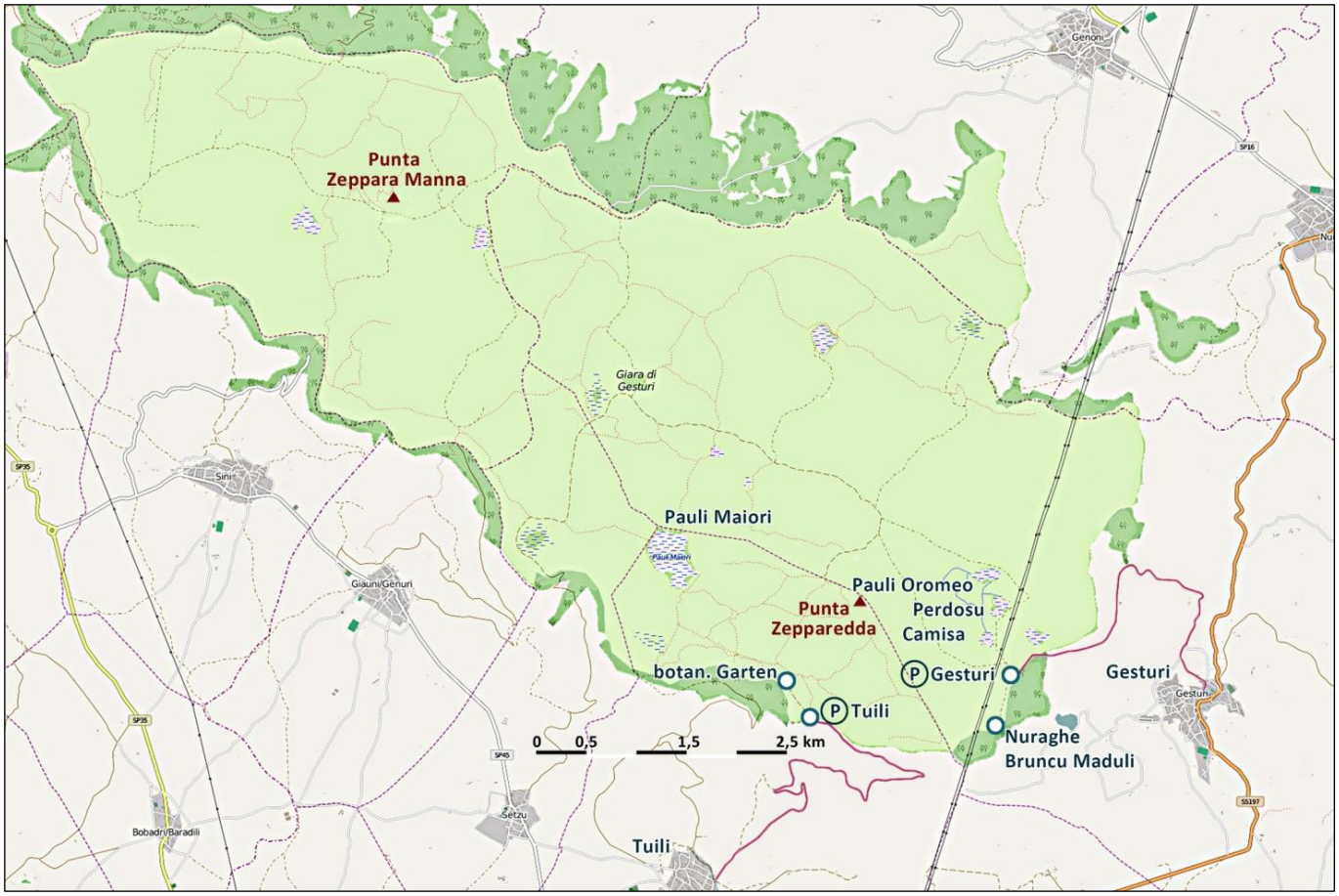

***Abb. 4**: Die Giara di Gesturi in der Kartografie von OpenStreetMap mit ergänzenden Einträgen v.a. im Südostbereich. Die beiden Zufahrtsstraßen von Tuili (Mitte unterer Bildrand) bzw. Gesturi (unten rechts an der SS 197) sind rot hervorgehoben und enden jeweils an einem großzügigen Parkplatz mit Informationshäuschen der Parkverwaltung, von dem aus Unternehmungen gestartet werden können. Folgender Link führt direkt zur OpenStreetMap-Karte im Web: [OSM-Karte zur Giara di Gesturi](#).*

In diesen Senken der Giara entfaltet sich eine üppige Vegetation wechselfeuchter Milieus. Darin weiden die berühmten **Wildpferde** der Giara, die – je nach erzählter Geschichte – mal von den Spaniern oder auch schon von den Phöniziern im Zuge ihrer Kolonisierung des westlichen Mittelmeer ab dem 9. Jahrhundert v.u.Z. ausgesetzt worden seien (Abb. 5). Diese Wildpferde standen in den 1960-er Jahren vor der totalen Abschlachtung, die nur von einer breiten Protestbewegung verhindert werden konnte. Davon zeugen noch heute Wandmalereien im benachbarten Gesturi, die als „Murales“

***Abb. 5**: Wildpferde am Pauli Maiore (vgl. Abb. 4) auf der Giara die Gesturi. Das flache Gewässer ist flächig von weiß blühenden Wasserpflanzen bedeckt, die die Pferde gerne verspeisen (Bild 2016-0049).*

berühmt geworden sind und von den Einheimischen als Dokumente ihrer Geschichte gepflegt werden (Abb. 6). Heute sind die Wildpferde geschützt und entwickeln sich völlig frei auf dem natürlich abgegrenzten Plateau, in ihrem Bestand lediglich durch die Lebensbedingungen, vor allem die Wasserversorgung aus Niederschlägen auf der Giara reguliert (Abb. 5).

***Abb. 6**: Wandmalerei in Gesturi, die von der Abschlachtung der Wildpferde auf der Giara erzählt (16-05-21_0414, 16-05-20_0171, 1990-141 f)*

Die Hochfläche der Giara di Gesturi ist in der OpenStreetMap-Karte gut erkennbar abgegrenzt (vgl. noch einmal Abb. 4): das Schutzgebiet hellgrün, die steilen Hänge zumindest partiell dunkelgrün davon unterschieden. Die Community der Kartenbearbeiter hat sich aus den Anhaltspunkten, die die Satellitenbilder liefern, auch um eine Darstellung des verwickelten Pfade- und Pistensystems sowie der wichtigsten „Pauli“ (der temporären Seen) bemüht. Die Wegesysteme, die auf lokal erhältlichen Flyern dargestellt werden, sind nicht wirklich nützlicher in diesem Gelände, in dem sich die Wildpferde gut orientieren können, im Dickicht wandernde Menschen hingegen im Nachteil sind und auch Wegemarkierungen nicht sonderlich gepflegt werden.

Das **Plateau** ist eigentlich nicht besonders groß. Seine längste Erstreckung bemisst sich auf gut 12 km, in Höhe der Auffahrt vom südlichen Tuili her erstreckt sich seine Breite über ca. 5 km. Seine markante Gestalt ergibt sich aus seiner Geologie. Wir sehen hier eine mächtige Basaltdecke, über deren Stärke meine Quellen schweigen. Vielleicht sind es 100 m (vgl. Schnittbild bei Exel in Abb. 23 ohne Skala), auf die sich dünnflüssige basaltische Magmen aufgeschichtet haben, die sich über große Flächen ausbreiteten. Dies geschah in erdgeschichtlich jüngster Zeit, weshalb man diesen Vulkanismus auch **„rezenten“ Vulkanismus** nennt (*aktiv im Pliozän vor 5,3 bis 1,8 Mio. Jahren, sowie im anschließenden Pleistozän*).

Man unterscheidet ihn vom **„antiken“ Vulkanismus**, der in noch ganz anderer Größenordnung gigantische Flächen von enormer Mächtigkeit insbesondere in der westlichen Inselhälfte füllte und vor die helvetische Phase der Alpenauffaltung datiert wird (*prähelvetisch, mithin vor gut 35 Mio. Jahren, Excel S. 73 ff*). Dessen Konturen sind aber, wie die ausgefransten Grenzen der braunen Flächen in Abb. 7 zeigen, schon sehr stark erodiert, während sich die Hochflächen des rezenten Vulkanismus noch markant abzeichnen. In der geologischen Kartierung der Abb. 7 sind vier dieser Flächen rosa eingefärbt. Diese Abbildung kann leider die größte Hochfläche der „Giara di Gesturi“ links oben nur im Anschnitt zeigen, weil deren Kartenblatt noch nicht erschienen ist.

Diese Hochflächen hingen wohl alle einmal zusammen und bildeten ein weites Plateau. Trotz ihrer erdgeschichtlich jungen Herkunft hatte die Erosion genügend Zeit, um große Lücken zu reißen und die heute sichtbaren markanten Teilplateaus zu präparieren. Deren harte Basaltdecken liegen auf weicheren kalkigen Meeresablagerungen und bilden an ihren Erosionsrändern über diesem weichen Unterbau jene gut sichtbaren steilen Abbruchkanten. So ist wohl auch jener präzise geformte Kegelberg von Las Plassas, der zum Wahrzeichen der Region Marmilla wurde, kein Erosionsrest um einen ehemaligen vulkanischen Förderschlot, wie der eine oder andere vor Ort vermutet, sondern ein „Zeugenberg“ für jene einstmals geschlossene Basaltdecke. Sie ist hier genau auf jenen runden Rest zurückerodiert, der heute

noch die Ruinen der mittelalterlichen Burg trägt und die weicheren Sedimente darunter für unseren Wimpernschlag einer erdgeschichtlichen Wahrnehmung vor der völligen Abschwemmung bewahrt hat.

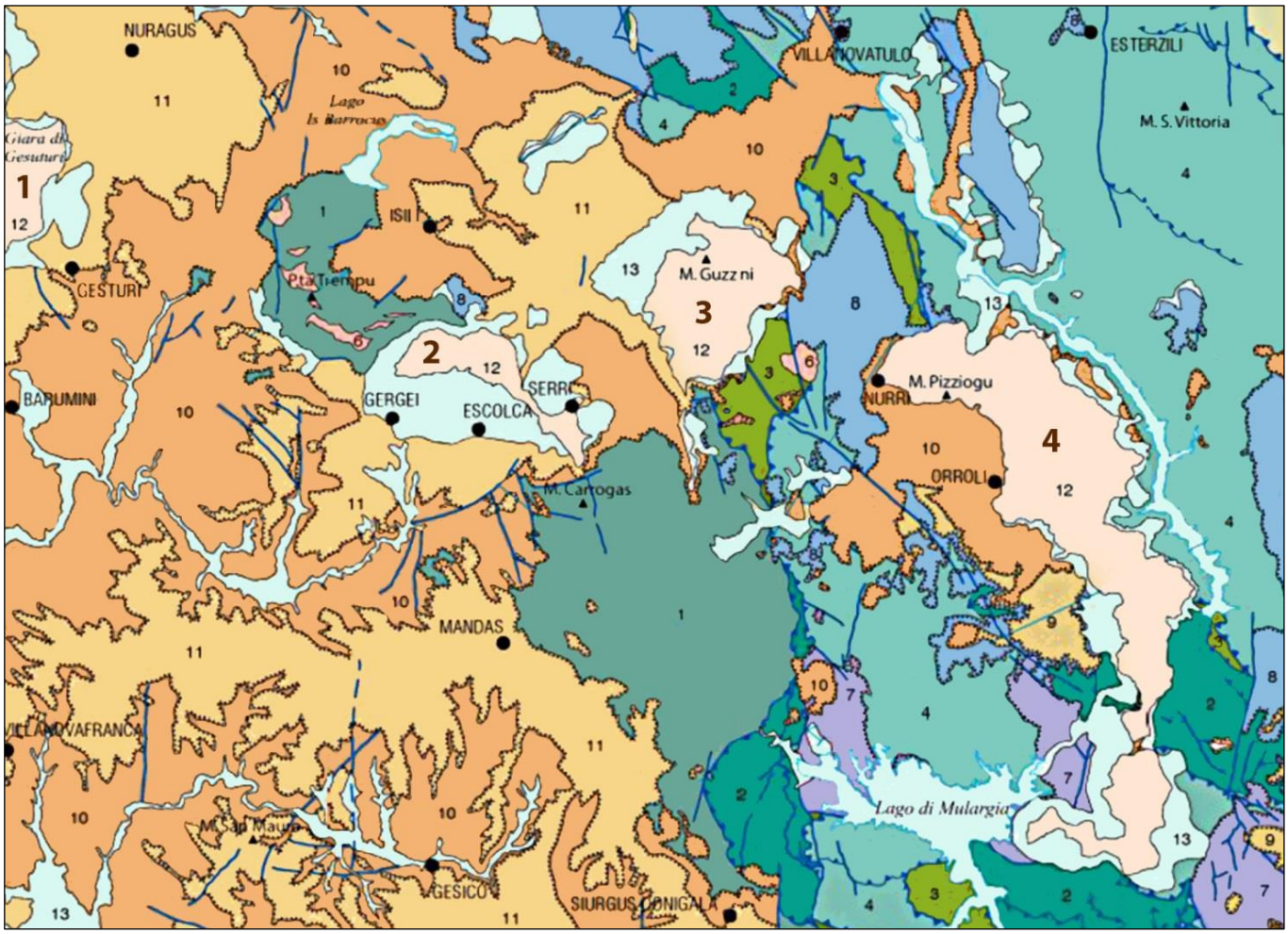

***Abb. 7**: Vereinfachte Geologie der Region Marmilla nach Blatt 540 „Mandas“ der Carta Geologica d'Italia. Breite der Darstellung ungefähr 30 km. Der „antike Vulkanismus“ mit seinen durch die Erosion bereits stark zerfurchten Konturen ist vor allem in den zwei Brauntönen 10 und 11, der „rezente Vulkanismus“ mit den noch klar umrissenen Hochplateaus durch rosa Flächen mit der Nummer 12 dargestellt. Letzterer betrifft vier Hochflächenreste, wobei die größte Hochfläche der „Giara di Gesturi“ oben links nur knapp angeschnitten ist (große Ziffer 1; Fortsetzung auf dem noch nicht veröffentlichten Blatt 539 „Mogoro“). Ziffer 2 ist die Giara di Serri mit der großen Kultanlage um das „Brunnenheiligtum von Santa Vittoria“, Ziffer 3 die Hochfläche um den Monte Guzzni und Ziffer 4 die Hochfläche von Orroli mit der Nuraghen-Anlage Arrubiu ganz im Süden.*

3. Verteilungsmuster von Nuraghen

Diese Hochflächen des „rezenten Vulkanismus“ bzw. die „Giare“ bilden einen gewichtigen Aspekt zum Verständnis der Nuraghen, weil sie deren Verteilung in der sardischen Landschaft prägen. Giovanni Lilliu hat vorzugsweise mit einem recht formalen Kriterium gearbeitet, als er das Maß der „**Nuraghendichte**“ als ‚Nuraghen pro Quadratkilometer‘ (auch allgemeiner verwendet als ‚archäologische Objekte pro Quadratkilometer‘) einführte und dies penibel bis zur dritten Nachkommastelle genaunahm. So ermittelte er für sein Gemarkungsgebiet von Barumini eine Fläche von 26,57 km², darin die Reste von 31 Nuraghen bzw. Nuraghendörfern und somit eine Dichte von „1,116“ – es hätte wohl auch die Aussage gereicht, dass hier in etwa ein Nuraghe pro Quadratkilometer identifiziert werden konnte. Allerdings standen auch diese Türme vorzugsweise gut sichtbar auf Anhöhen, waren also nicht etwa rasterartig über die Fläche verteilt und folgen daher auch keinem formalen Dichtekriterium.

In dem Maßstäbe setzenden, aber leider seit langem vergriffenen Sardinien Kunst-Reiseführer von Rainer Pauli sind alle erfassten Nuraghenreste als Punkte in eine Sardinienkarte eingefügt. Das gibt erst mal ein hübsches Muster, das Wikipedia-Autoren aber offenbar zu unanschaulich war, so dass sie eine flächige Darstellung der Nuraghendichten versuchten. Ausschnitte beider Kartierungen für Mittelsardinien sind in Abb. 8 zusammengestellt.

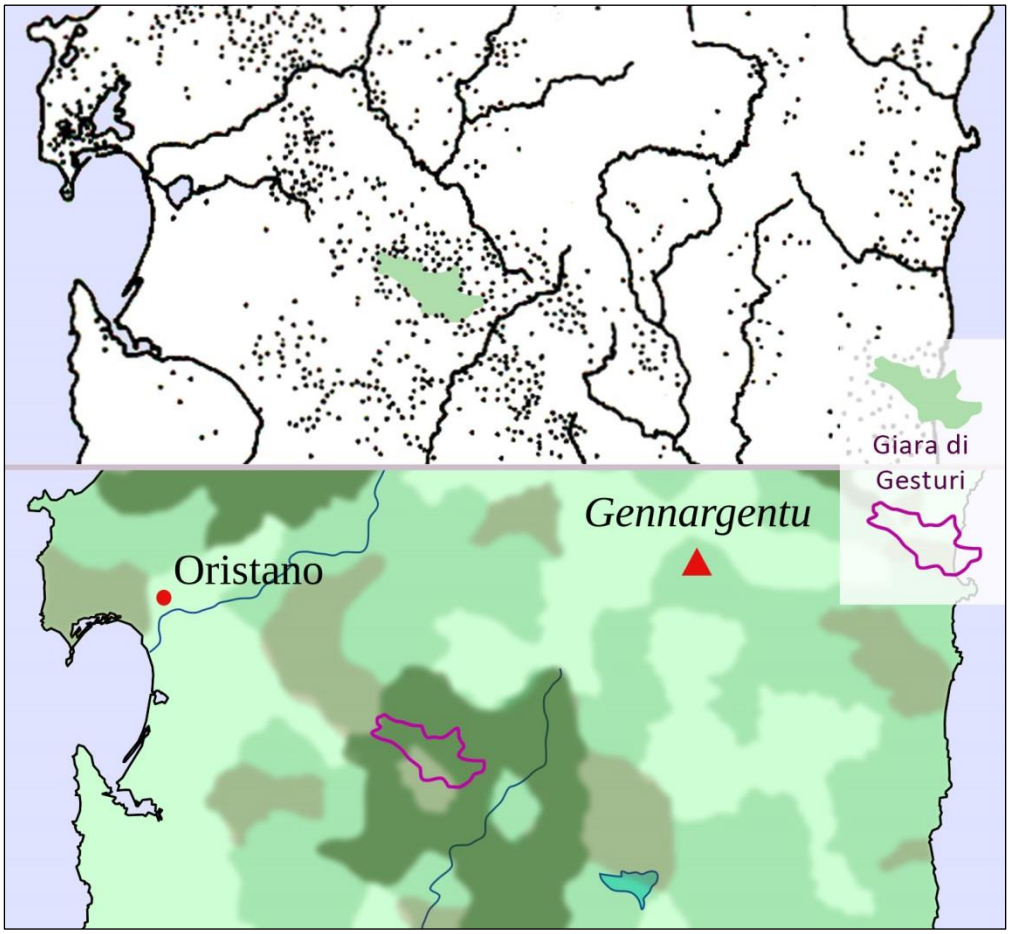

***Abb. 8**: Punktemuster der Nuraghenverteilung bei Pauli (oben, Giara-Fläche grün ergänzt). Flächige Darstellung bei Wikipedia (unten, Giara-Flächenumriss lila überlagert; diese Grafik ist bei Wikipedia nur unter dem Stichwort „Nuraghe“, nicht aber im separierten Artikel „Nuraghenkultur“ eingebunden). Wenn man genau hinsieht, sieht man, wie das Innere der Giara di Gesturi-Hochfläche in der Pauli-Darstellung von Nuraghen ausgespart bleibt, während Wikipedia dort sogar noch zwei Stufen mittlerer und höchster Dichte differenziert.*

Es zeigt sich, dass die bunte Wikipedia-Aufbereitung unbrauchbar ist, weil sie ein entscheidendes Merkmal der Nuraghenverteilung nicht nur nicht erfasst, sondern auch noch verfälscht:

Auf den Flächen der markanten Hochplateaus des „rezenten Vulkanismus“ fanden sich nämlich *keine* Nuraghen, wie es für den größten dieser Hochflächenreste, die Giara die Gesturi, bereits aus der Punktegrafik von Pauli hervorgeht. Vor Ort findet man diesen Befund bestätigt, aber auch modifiziert: denn das Hochplateau der Giara di Gesturi war zwar innen frei von solchen Bauten, an seiner steilen Abbruchkante aber rundum von Nuraghen umgeben, die sich – ähnlich wie die berühmten Genueser-Türme an den Küsten der Nachbarinsel Korsika – um die recht ähnlich zu Korsika geformte Felsen-„Insel“ des Plateaus herumziehen. Auf dem an die 37 km langen Felsrand hat man die Reste von 22 Nuraghen ermittelt, die dort teilweise bereits in sehr früher Zeit entstanden sind. Denn einer der wichtigsten und etwas besser erforschten Nuraghen dieser Kette um das Plateau ist der sogenannte **Protonuraghe „Bruncu Maduli“**, als ‚Prototyp‘ eines der frühesten Exemplare dieser Bautengattung, der vielleicht schon im 18. Jh. v.u.Z. entstand und im weiteren Verlauf der sardischen Nuraghen-Kulturgeschichte von dörflichen Ansiedlungen auf dem Plateau umgeben wurde. (*vgl. zum Bruncu Maduli eine Beschreibung und Deutung auf dieser Website „Die ersten Nuraghen“*)

Die Anordnung der Nuraghen am Rand der Giara hat zur Wertung geführt, sie hätten diese Hochfläche „bewacht“ oder gar „verteidigt“. Auf diese Funktionszuweisung ist noch zurückzukommen.

Am südlichen Fuß der Giara, auf der Kalksteinterrasse mit Blick in die Marmilla-Ebene ist zweifellos die Anlage von **Su Nuraxi** – der mehrphasig entstandene nuraghische Turm- und Mauerkomplex , umgeben von zahlreichen nuraghischen Rundhäusern – die markante Erscheinung aus einer lang zurückliegenden Zeit. Die von Lilliu in seinem Umfeld ermittelten 30 weiteren nuraghischen Bautenreste verteilen sich hier ganz anders als auf der Hochebene, nämlich netzartig und relativ gleichförmig über die Landschaft. Nur diese Verteilung hatte wohl die Idee eines Nuraghendichte-Maßes nahegelegt.

Eine solche Struktur mit den drei Komponenten

- einer dominanten komplexen nuraghischen Anlage als lokalem Zentrum,
- einer netzartigen Verteilung einfacher Türme insbesondere auf den Hügeln der Ebene
- und der Umkränzung einer Hochebene durch nuraghische Türme

finden wir auch als Charakteristik eines weiteren Hochebenenfragments, das an die 30 km weiter östlich hinter **Orroli** aufragt (vgl. die geologische Kartierung in Abb. 7 mit der Ziffer 4). Auf der Giara di Gesturi sind die ehemaligen vulkanischen Förderschlote „Punta Zepparedda“ im Südosten und „Punta Zeppara Manna“ im Nordwesten kaum noch im Gelände wahrzunehmen (zu deren Lage vgl. Abb. 4). Hinter Orroli ist hingegen mit dem Monte Pizziogu (761 m) ein Magma-Förderzentrum klar als Berg erhalten geblieben, der von Orroli aus durch lichte Eichenhaine an der Plateaukante bestiegen werden kann.

Auch die ihn umgebende, nach Süden immer schmäler werdende Hochebene ist an ihren schroffen Abbruchkanten von nuraghischen Turmbauten gesäumt. Dort wo die Hochebene allmählich ausläuft und der Pizziogu-Magmenhang endet, ist bei 613 m mit dem Nuraghen **Arrubiu** ein großer nuraghischer Komplex ähnlich dem von Barumini gefunden worden. Auch hier gibt es den Baukern eines Zentralturms, der in mehreren Baustadien durch turmbewehrte Mauerringe ergänzt wurde, um die sich nuraghische Rundhäuser angesiedelt haben.

Nordwestlich der Orroli-Hochebene zeigt sich eine dritte, kleinere Giara mit dem **Monte Guzzni** als Magma-Förderzentrum (Ziffer 3 in Abb. 7). Ob auch hier und in seinem Umfeld die beschriebene dreikomponentige Baustruktur der Nuraghenzeit zu finden ist, weiß ich bislang nicht – das wäre auf einer weiteren Reise herauszufinden.

Somit bleibt im Raum der Region Marmilla zwischen Giara die Gesturi im Westen und den Hochebenen der Monti Guzzni und Pizziogu im Osten in der Mitte ein kleines schmales viertes Plateau (Ziffer. 2 in Abb. 7). Auf seinem südöstlichen, fast separaten Teil, der nur durch einen schmalen Grat mit dem Hauptteil dieser Giara di Serri verbunden ist, liegt heute das Örtchen **Serri**. So klein, wie die Erosion dies Plateau bis heute hinterlassen hat, gerät sein Verwitterungsschuttfuß (hellblau in Abb. 7) besonders weiträumig. Auf diesen fruchtbaren Hangflächen hat sich kleinteiliger, von Windschutzhecken umsäumter Ackerbau gehalten, der wohl schon zu nuraghischer Zeit entwickelt worden war. Aber noch immer ragen die Basaltkanten des Plateaus über diesen Hängen ebenso steil heraus wie die der anderen Giaras. Darauf verweist die dichte Baumvegetation im nicht landwirtschaftlich nutzbaren Steilhang. All dies ist gut im Satellitenbild der Abb. 9 auf der nächsten Seite zu erkennen.

Die Geländekante dieser Giara di Serri ist – anders als bei den anderen Plateaus – *nicht* von Nuraghen begrenzt. Vielmehr findet sich auf dem äußersten westlichen Sporn, der mit einem langen Sträßchen über Serri, den engen Grat sowie die weite Hochebene (auch hier mit letzten Spuren von „Pauli“) erreicht werden kann, eine ganz besondere nuraghische Nutzung: sie beginnt mit einem Dorf aus Rundhäusern, die aber ob ihrer Dimension und Ausstattung bereits Besonderheit ausstrahlen und führt durch einem großen elliptischen, von Kolonnadenbauten umgrenzten Platzbereich zu einem Ort rund um ein nuraghisches Brunnenheiligtum.

Nach einer kleinen Kapelle aus unserer Zeit wird diese Anlage „**Santa Vittoria**“ genannt – ein quellenkritischer Führer durch die Anlage findet sich in einer PDF-Datei auf dieser Website unter Santa Vittoria-Besichtigung.

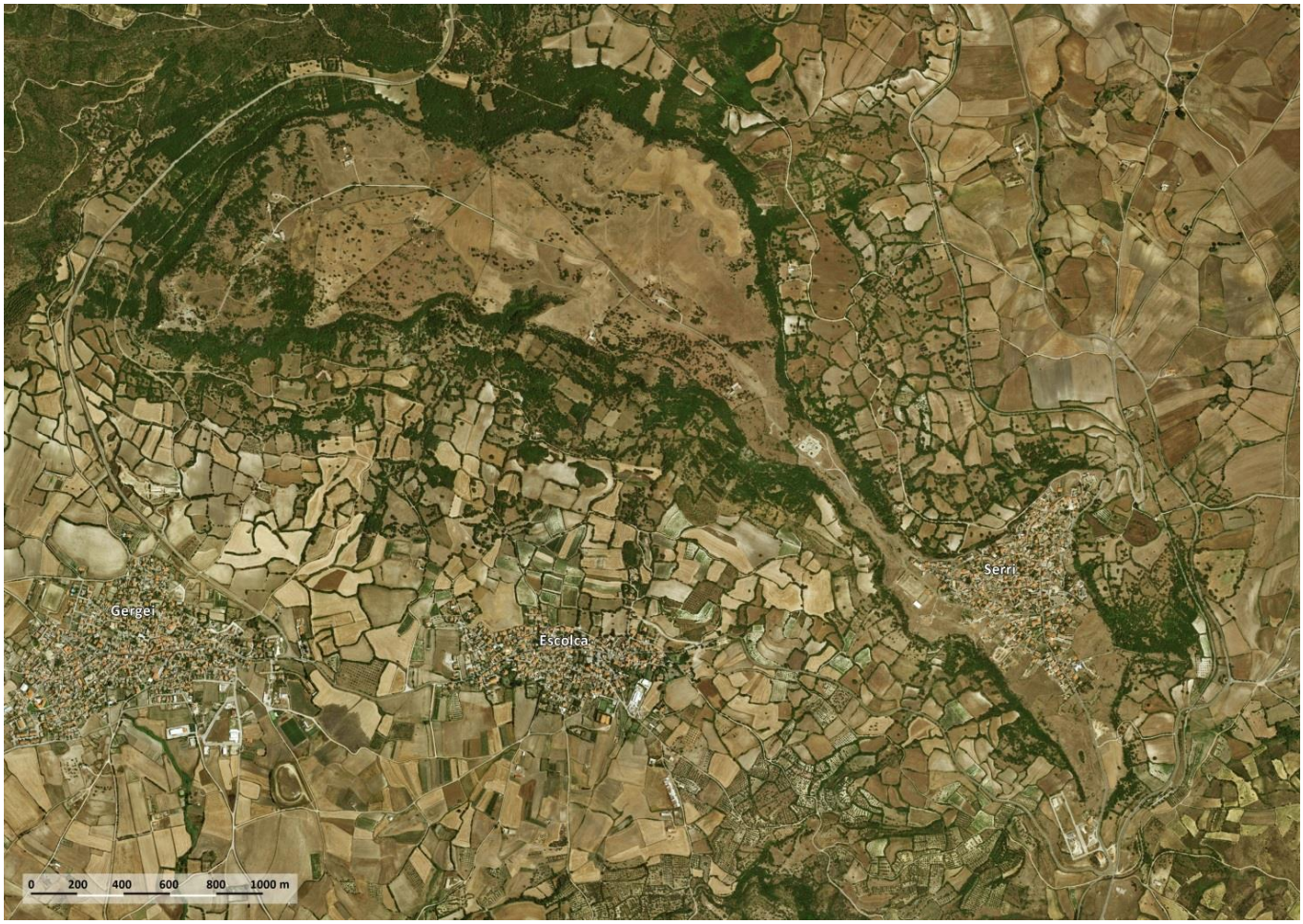

***Abb. 9**: Die Kontur der Giara di Serri ist durch die dichtere Vegetation im Bereich der Steilkanten im Satellitenbild gut abzugrenzen. Der Südostzipfel wird weitgehend durch den heutigen Ort Serri eingenommen. Hinter dem schmalen Verbindungsgrat ist ein quadratischer Baukomplex zu erkennen, der wohl mal als Besucher- oder Forschungszentrums gedacht war, nun aber stillliegt und vor sich hinrottet (dazu noch etwas mehr in Kapitel 5). Von dort zieht sich ein Sträßchen über die Hochebene bis zum etwas stärker mit Bäumen bestandenen westlichen Zipfel mit dem nuraghischen Bereich um das Brunnenheiligtum.*

Wir sehen also im Raum der heutigen Region Marmilla diese großräumige Nutzungsverteilung in nuraghischer Zeit:

- Eine netzartige Struktur von Besiedlungsakzenten durch nuraghische Türme in den Ebenen, vorzugsweise auf deren Anhöhen,
- akzentuiert durch nuraghische Bautenzentren wie „Su Nuraxi“ oder „Arrubiu“ in eher wenig herausgehobener Lage,
- von Nuraghen umkränzte Hochebenen, die in sich ebenfalls besiedelt und genutzt wurden
- und eine kleine Hochebene mit ganz besonderer Bedeutung, die kultischen Zwecken diente. Schon von der Lage her, inmitten der anderen Teilregionen, bildete die Giara di Serri offenbar ein Zentrum dieses mittelsardischen Territoriums.

4. Turmbauten mit schwer zu bestimmender Funktion

Für Giovanni Lilliu bestand nie ein Zweifel, dass die Nuraghen **militärische Bauten** gewesen seien. Su Nuraxi und sein Umfeld interpretiert er in sicherer Entschiedenheit so:

> *Die umgebenden Hügel sind gekrönt mit Satellitennuraghen, welche ein Sternensystem bilden, das als Mittelpunkt das große Schloß hat. Sie dienten als Verteidigungsgruppe einer Art Haupt-„Stadt“ eines ursardischen „Kantons“. Sitz von Herrschern, die sie und einen weiten Bezirk regierten. Das*

Fort bildete das Direktions- und Organisationszentrum eines kleinen „Staates“ in einer Schlüsselposition als Frontlinie und Kontrollpunkt der wichtigen Straße, die vom Campidano Cagliaris ins Innere der Insel drang (Barumini S. 51).

Interessant ist, was Lilliu in Anführungszeichen setzt und somit lediglich vergleichend in Betracht zieht: Stadt, Staat und Kanton, also Bezeichner politischer Gebilde, für die seine Anleihen sogar bis in die Schweiz reichen.

Nicht in Anführungszeichen setzt er hingegen Schloss, Verteidigung, Fort, Front und Kontrolle – also für ihn sichere, militärisch ausgerichtete Funktionszuweisungen an jene Gebäude der Nuraghenkultur. Er scheint da so überzeugt, dass sogar seine archäologischen Bauaufnahmen in eine frappante Schieflage geraten: Die Türme des nuraghischen „Schlosses“ werden mit Ringsum-**Schießscharten** gezeichnet, die jeder mittelalterlichen Burg alle Ehre gemacht hätten: schmale Schlitze verengen sich konisch ins angenommene Schussfeld, so dass die dahinter verschanzten Schützen kaum von außen getroffen werden können.

Schweigen wir von der Treffsicherheit bronzezeitlicher Steinschleudern, von Obsidian- oder Silexpfeilen, und ob die überhaupt durch solche Öffnungen zu verschießen waren, geschweige denn in solche Öffnungen hätten treffen können. Schon die Anschauung dieser Wandöffnungen unterstützt eine militärische Deutung nicht. Bei diesen baulichen Details handelt es sich erstmal nur um Ausformungen von **Nischen**, wie sie immer wieder in nuraghischen Bauten zu sehen sind. Über die reale Nutzung solcher Nischen ist kaum etwas bekannt. Ihre Nutzung kann mangels systematischer und ausreichender Beifunde nicht zufriedenstellend geklärt werden, wobei diese Kleinfunde auch häufig noch bei Ausgräbern oder im internationalen Antiken(schwarz)handel verschollen sind.

Abb. 10 zeigt links eine Kartierung des zentralen Bereichs von Su Nuraxi mit dem solitären Zentralturm aus der mittleren Bronzezeit (lila), der später ergänzten Turmquadriga nebst weiteren Außentürmen aus der späten Bronzezeit (orange) sowie die Umwallung zum Ende der Bronzezeit (grün). Mit dieser schalenförmigen Verstärkung der vier Türme und ihrer Verbindungsmauern wurden sämtliche noch existenten Öffnungen verschlossen – sämtliche „Schießscharten“ und sogar der frühere ebenerdige Eingang in die Anlage im Südosten. Dem wird in Abb. 10 rechts ein Blick gegenübergestellt, der durch den südlichen Eingang in Turm M fällt. Aus dieser Perspektive dürften allenfalls vier „Schießscharten“ aus dem Plan zu sehen sein, es sind aber (am Sockel) sechs. Aus dem Foto rechts wird zudem deutlich, dass die Plandarstellung links die Doppelung der Öffnungen in eine Galerie fast am Boden sowie eine weitere mit ganz anderer Anordnung über Kopfhöhe ebenfalls ignoriert.

***Abb. 10**: Links ein Ausschnitt aus der farbigen Bauphasendarstellung von Su Nuraxi in einem Infoblatt der lokalen Führungen, rechts ein Blick in den Turm „M“ aus der zweiten Bauphase in der späten Bronzezeit*

(14. bis 12. Jh. v.u.Z.) mit zwei Galerien von Öffnungen durch die Außenwand in Bodennähe sowie über Kopf.

Zudem verwundert, dass ausgerechnet zum Ende der Bronzezeit, als sich die Machtverhältnisse im mediterranen Raum erheblich destabilisierten, als marodierende „Seevölker“ bestehende „Staats“-Gebilde angriffen und stürzten, als angeblich lediglich Ägypten diesem Ansturm widerstehen konnte, die Mauern von Su Nuraxi zwar durch eine Umwallung aus besonders großen Basaltblöcken verstärkt wurden, hinter dieser neuen Umwallung ohne jede Öffnung jedoch sämtliche „Schießscharten“ der früheren und nun inneren Mauer verschwanden. Selbst Lilliu ordnet dies so ein, dass die Mauerverstärkung vor allem aus statischen Gründen erforderlich geworden sei (S. 54).

Weitere Zweifel an der militärischen Nuragheninterpretation sind angebracht: Wie sollen netzartig im weiten Kilometerabstand verteilte Türme eine besiedelte Landschaft wirksam „verteidigen“, wo jeder Angreifer zwischen solchen Türmen mehr als genug Platz findet, um einer Steinschleuder oder einem Obsidianpfeil aus seiner bescheidenen Reichweite zu gehen?

Eine solche Überlegung greift noch stärker gegen die Annahme einer „Verteidigung“ der Giara-Hochebene durch den bereits angesprochenen Kranz von Nuraghen am steilen Basaltrand. Aus dessen Länge und der Anzahl dort aufgestellter Nuraghen ergibt sich ein durchschnittlicher Abstand von 1,7 km. Über eine solche Distanz lassen sich vielleicht noch Nachrichten übermitteln. Doch niemals können so locker verteilte Türme die Hochfläche militärisch verteidigen, zumal von einer die Türme verbindenden und somit überall den Zutritt erschwerenden Mauer um die Hochfläche nicht die Rede sein kann.

Schließlich passen auch bauliche Details der Hochflächenrand-Nuraghen nicht in ein solches Bild. Jener ‚Protonuraghe‘ aus der frühesten Phase, dem man den Namen „**Bruncu Maduli**“ gegeben hat (vgl. zur Lage noch einmal die Abb. 4) hatte seinen Zugang auf der *Hang*seite, also dort, wo Angreifer normalerweise herkommen würden (Abb. 11). Er empfängt also all jene Menschen mit einem offenen Eingang, die sich den Hang hinauf nähern. Wäre er als Element einer Verteidigungsanlage konzipiert, so hätten die Erbauer den Zugang auf der zu sichernden Rückseite angelegt, wo auch die Siedler der Hochfläche und berufenen Verteidiger in einem Dorf aus mehreren nuraghischen Rundhauskomplexen wohnten.

***Abb. 11**: Blick vom Nuraghen „Bruncu Maduli“ durch dessen Eingang hindurch auf den baumbewachsenen steilen Plateaurand mit einem kleinen Ausschnitt der Ebene von Barumini links oben im Hintergrund. Die Mauern wölben sich leicht über den Treppenaufgang, der im Prinzip nur auf einen großen Steinhaufen ohne räumliche Binnenstruktur führt (Bild 2016-0093).*

Man sollte sich also von der Vorstellung verabschieden, dass „Turm“ gleich „Verteidigung“ sei, ein Turm also primär eine militärische Funktion habe. Bei solcher Funktionszuweisung handelt es um eine ungenügend reflektierte Projektion, die der archäologische Interpret mangels Aussage der Erbauer aus seiner

eigenen Sicht vorgenommen und seinem Studienobjekt untergeschoben hat. Von den Nuraghen-Erbauern ist nun mal keine Schrift und deshalb auch keine Sprache überliefert, in der sie diesen Bauten ihre originäre Funktion hätten *selbst* zuweisen können.

Wie lässt sich angesichts dieser generell für die Frühgeschichte in ihren sprachlich nicht dokumentierten Phasen und Räumen geltenden Misslichkeit verfahren? Wie lassen sich Interpretationen vermeiden, die doch nur das Denken der Interpreten ausdrücken, nicht aber dem Interpretierten selbst zu eigen sind?

Da ich mich immer schon für Türme interessierte, hatte ich mir vor vielen Jahren ein Buch mit dem schlichten Titel „Türme“ gekauft, das im Untertitel versprach: *Ein Sach- und Erzählbuch von berühmten und unbekannten, bemerkenswerten und merkwürdigen Türmen* (Abb. 12).

***Abb. 12**: Teil des Covers von „Türme“, ein Buch von Paul Maar aus dem Jahre 1987*

Dies Buch widmet sich militärischen Funktionen von Türmen allenfalls am Rande, denn dem Autor fallen so viele Gründe ein, warum Menschen Türme bauen, dass Kriegszwecke absolut nachrangig werden. Die meisten Türme sind sowieso Kirchtürme, die traditionell jedem noch so kleinen Ort sein Zentrum und meist auch viel Identität gegeben haben. Warum vergessen wir das so schnell? Weil heute die Kirchen auf dem Rückzug sind, ignorante Stadtplaner keine säkularen Türme in den uniformen Neubauquartieren unserer Städte zulassen und/oder sich keine Investoren finden, die solch ‚unrentable‘ Objekte bauen?

Dann folgen Aussichtstürme, die Übersicht, Fernblick, Weite schaffen – jeder bessere Berg hat so einen, wenn ignorante Förster ihn nicht zuwachsen lassen. Türme geben Leuchtsignale aufs Meer, dienen der Förderung von Rohstoffen aus der Erdtiefe, zeigten die Uhrzeit an, senden Funkwellen in die Ferne, akzentuierten Stadttore oder dienen zum Wohnen. Sie erheben sich auch über Begräbnisstätten, tragen Glocken oder gaben (vor Erfindung der heute die muslimischen Städte durchdröhnenden Lautsprecher) dem Muezzin einen Balkon. Sie dienen im Schwimmbad dem Sport und auf dem Flugplatz der Flugsicherung usw. usf.

Türme sind also Ausdruck menschlichen Strebens in die Höhe, das unzähligen Zwecken folgen kann, jenseits all dieser Funktionen aber auch einfach nur dies Streben materialisiert. So fangen schon Kinder an, denen ein paar Bauklötze zur Verfügung stehen: ohne dass ihnen das jemand zeigen muss, stapeln sie die Klötze aufeinander, freuen sich, wenn der Turm hält und sind entzückt, wenn er zusammenstürzt, um im nächsten Anlauf noch besser, standfester und höher zu bauen. Kein Wunder, dass auch **Paul Maar** als Autor des zitierten Türme-Buchs, der sein Thema so einfach und erfrischend erzählt und so überzeugend aus militärischen Kontexten löst, den so elementaren Antrieb der Kinder am Turmbau an den Anfang seines Buches stellt – er ist Kinderbuchautor und u.a. Erfinder des „Sams“.

Wo kaum sozialisierte Kinder, die noch nichts von Krieg und Verteidigung, von Arbeit und Existenzsicherung, von ökonomischem Surplus und dessen Verwendung wissen, einem ursprünglichen Drang folgen, der jedenfalls auch Menschen zu eigen war, die vor drei- bis viertausend Jahren gelebt haben, dann sollte dieser urmenschliche Drang ein Impuls sein, die Nuraghenbauten zu verstehen. Aus dieser Perspektive haben hier Menschen – erst einmal ohne Funktionsabsicht – ihr Streben in die Höhe realisiert, einfache Marken nuraghischer Türme in auffällige Positionen jener Landschaft gesetzt, in der sie lebten und wirkten, mächtige Marken mehrtürmiger Bautenkomplexe in diesen Raum platziert, wo die sozialen und

politischen Zentren ihres Lebens tätig waren – gleichgültig, ob man deren Beherrscher nun „Könige“ oder sonstwie nennen will. Sie haben jene gewaltigen Landmarken der Basaltplateaus in Besitz genommen, besiedelt und beweidet. Stolz umkrönten sie diese erstaunlichen Monumente ihres naturgegebenen Umfeldes mit Ketten von Türmen, machten also deutlich, dass hier Menschen lebten und ihren Lebensraum gestalteten.

Da schwingt eine Emphase mit, die bereits ein in uralten Erinnerungen wurzelndes Werk wie die Bibel formuliert: der dem Menschen besondere Drang zur Beherrschung seiner Welt, der nicht zur Geltung kommen kann, wenn man ihn nicht sichtbar macht. In dieser nuraghischen Welt werden aber zugleich die Grenzen deutlich, in denen diese Herrschaft über das natürliche Umfeld auszuüben ist: sie werden von mächtigeren Kräften gesetzt, denen sich die Menschen ausgeliefert sehen und denen sie huldigen. Sie haben ihnen im Zentrum ihres Lebensraums – im Bereich der heutigen Marmilla mit der zentral gelegenen Hochfläche der heutigen **Giara di Serri** – ein zwar kleineres, aber komplettes Plateau überlassen und zu einer Kultstätte ausgebaut. Sie sind dort periodisch in großer Zahl zusammengekommen, um diesen Mächten zu huldigen, die insbesondere das Wasser spenden, das im Winter und Frühling auf den Plateaus „tausend Meere“ entstehen lässt, aber auch noch in den heißen trockenen sardischen Monaten, in denen die Hochflächenmare austrocknen, weiter aus Quellen fließt. Eine dieser Quellen wurde allein dem Kult ‚geopfert‘, mit besonders akkurat geformten Basaltsteinen ausgekleidet und von vielfältigen Gebäuden für kultische Zeremonien umgeben: das heute „**Santa Vittoria**“ genannte Brunnenheiligtum auf der Serri-Hochfläche (Abb. 13).

***Abb. 13**: Das Brunnenheiligtum auf der Giara die Serri mit Treppenabgang und aus präzise behauenen Basaltblöcken rundgemauerter tiefer Quellfassung.*

Ein wichtiger ökonomisch-gesellschaftlicher Aspekt ist noch festzuhalten: all die in die Höhe strebenden baulichen Akzente von Türmen, Burgen und Bekrönungen der Hochebenen setzten eine Gesellschaft voraus, die über die bloße Existenzsicherung ihrer Mitglieder weit hinausgekommen war. Für die Nuraghenbauten mussten erhebliche Materialmengen herangeschafft und eine große Anzahl von Werktätigen mobilisiert werden. Auch die mit der Zeit immer genauere Zurichtung der Steine erforderte viele Aufwand. Ihr Auftürmen setzte Planung, Hebetechnik und Gerüste voraus. All das hat viele von Subsistenzsicherung in Landwirtschaft und Handwerk freigestellte Arbeitskräfte und deren Versorgung nötig gemacht, verlangte Baumeistererfahrung sowie eine gesellschaftlich organisierte und gut verankerte Entschiedenheit zur gemeinsamen Umsetzung dieser Projekte, die nicht auf Basis einer Sklavenhaltergesellschaft denkbar ist, weil sie gemeinsam an der Materialisierung einer gesellschaftlichen Identität gearbeitet hat. Wir haben es also mit einer historischen Gesellschaft zu tun, die als wahre „Hochkultur“ einzustufen ist.

5. Gründe, die Nuraghengeschichte lebendig zu halten

Schaut man sich demgegenüber unsere heutigen Gesellschaften an, so fällt es schwer, noch an „Hochkultur“ zu denken. Entwurzelte ‚Ausländer‘, die tatsächlich durch ihre entfremdete Arbeit einen wesentlichen Teil der globalisierten Ökonomie tragen, seien schuld am empfundenen Elend von prekarisierten

Einheimischen, weshalb jene ‚Einheimischen' die Steigerung ihrer Desintegration beispielsweise mit einem „Brexit" beschließen oder nationalistischen Enghirnen hinterherrennen. Türme bauen fast nur noch Banken, die den großen Aktionsraum anstreben und dies himmelsstürmisch symbolisieren, aber die ‚Einheimischen' vor unzugänglichen Glas- und Stahlfassaden aussperren.

Der gesellschaftliche Drang zu einer ideellen Einheit, deren Werte sich in identifikationsstiftenden Symbolen ausdrücken ließen, ist einer ubiquitären Smartphone-Daddelei individualisierter Situationisten gewichen (Abb. 14), die diese Technik nicht ansatzweise durchschauen, aber von ihr auf eine Weise beherrscht werden, die dem Wirken archaischer überirdischer Kräfte gleicht – nur dass sich diese Kräfte nicht mehr in erlebbaren Naturgewalten äußern, sondern in verborgenen und streng geheim gehaltenen Algorithmen.

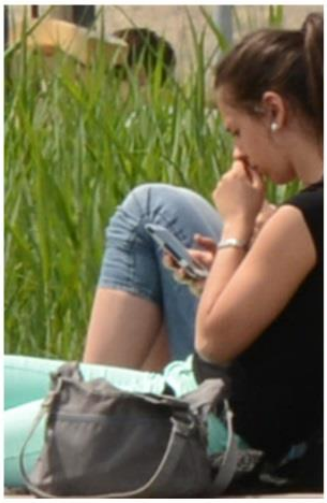

***Abb. 14**: Auch in schönster Umgebung – das Umfeld der Situationisten ist allenfalls Atmosphäre, die Begleiterin virtuell, das Smartphone im Zentrum hingegen real (2015-04-06_2512)*

Man mag sich nicht vorstellen, was der ausgebeutete „Ausländer", der mit Harz IV dahindämmernde Einheimische, der im gebeugten Gang hinter seinem Smartphone durch die Gegend trottende Teenager oder der pizzaessende Programmierer in seinem Keller zum Stichwort „Nuraghen" zu sagen hätten. Ich gehe davon aus, dass all diese diesen Text nicht lesen werden.

Das Interessante an der schriftlosen und daher für uns sprachlosen, nichts von selbst mitteilenden Frühgeschichte ist: Sie liefert Projektionsflächen für Deutungen, sobald wir beginnen, die ihr innewohnenden Rätsel zu ahnen und uns von ihnen irritieren lassen. Wenn wir uns dann die menschliche Neigung bewusst machen und kritisch berücksichtigen, wie leicht wir Muster unseres heutigen kulturellen Verständnisses in die Deutung alter Kulturen und Gesellschaften projizieren, dann gelingt es vielleicht auch, in der Befassung mit diesen Kulturen neue Einsichten zu gewinnen – die oft die Wiedergewinnung alter verschütteter Erkenntnisse bedeuten (denn was ist schon wirklich „neu"?!).

Das ist kein Prozess, der sich allein aus Büchern speisen ließe, dafür sind Reisen da: zur Erkundung dessen, was von den alten Kulturen übrig geblieben ist, zum Erleben der natürlichen Kontexte, also von Geologie, Geografie und Botanik, die diesen Kulturlandschaften ihre Charakteristik gaben, zum Entdecken rarer Hinweise, die hin und wieder in lokalen Museen versteckt sind, zum Kosten lokaler Speisen und zum Erleben lokaler Bräuche, in denen Traditionen lebendig bleiben.

Leider ist es mit den Bedingungen zum Erkunden der alten Kulturen nicht mehr gut bestellt. Die reichen Gesellschaften, zu denen irgendwie auch Italien und Frankreich zähl(t)en, haben hin und wieder einen ordentlichen Batzen Geld übrig, um einen kulturellen Leuchtturm zu installieren und auffällig zu illuminieren. Ganz stark sind da die Franzosen mit ihren Museumsbauten. Aber auch in Italien finden sich solche Investitionen, etwa in ein (vermutliches) Besucher- und Forschungszentrum auf der Giara di Serri, an der Zufahrt zum nuraghischen Heiligtum Santa Vittoria, das seit langem provisorisch mit Baustahlmatten abgesperrt ist und vor sich hingammelt (Abb. 14). Offensichtlich gibt es – wie so häufig – nach der großen Investition (oft von der vielgeschmähten EU) kein Geld mehr für den Betrieb und die Instandhaltung. Die bescheidener ausgestatteten Besuchergebäude am Gelände des Brunnenheiligtums von Santa

Vittoria selbst sind zwar noch geöffnet, doch der einsame Wächter, Ticket- und Getränkeverkäufer in Personalunion, muss sich damit bescheiden, dass wir an einem langen Nachmittag zu zweit die einzigen waren, die dies historisch so bedeutende Gelände erkundeten.

Abb. 14 *(rechts mit zwei Satellitenbildern): Oben das stillgelegtes Gebäude an der Zufahrt zum Brunnenheiligtum von Santa Vittoria auf der Giara di Serri, unten ein auffällig stilles Centro Giovanni Lilliu bei Barumini. Beide Bilder in gleichem Maßstabs, Darstellungsbreite knapp 150 m.*

Nahe dem Weltkulturerbe von Su Nuraxi bei Barumini hat man in einer an Nuraghen angelehnten modernen Bauform ein ähnliches Zentrum wie in Santa Vittoria errichtet, das den Namen des großen Nuraghenforschers Giovanni Lilliu erhielt. Der Webauftritt der dies Zentrum tragenden „Fondazione Barumini Sistema Cultura“ hält jedoch nur eine einzige Webseite dazu bereit, die mit einem reichlich verschwurbelten Text aufwartet (hier die englische Version). Vor Ort wirkt die Anlage wenig lebendig. Ist dies Zentrum tatsächlich noch tätig?

In Santa Vittoria wurden vor einigen Jahren 42 dem Anschein nach sorgfältig erarbeitete und mit archäologischen Bestandaufnahmen ergänzte Infotafeln aufgestellt, die über die Anlage, ihre Grabungsgeschichte und die dort nicht mehr sichtbaren, weil von den Archäologen geborgenen (und meist sodann verschlossenen) Fundstücke berichten. Leider sind die Tafeln ausschließlich in Italienisch gehalten, so dass internationales Publikum von den Informationen ausgeschlossen bleibt. Aber auch die Einheimischen – so sie denn kommen – können mit dem Angebot nicht mehr froh werden. Denn der entscheidende Plan, der über die Gesamtanlage, die Beziehung ihrer Komponenten und die Abwicklung eines sinnvollen Rundgangs informieren soll, ist so ausgebleicht, dass sich nichts Substanzielles mehr daraus entnehmen lässt (Abb. 15; *zu weiteren Problemen mit diesen Tafeln vgl. meinen Führer über die Anlage*).

Abb. 15*: Planteil der großen Informationstafel am Eingang zum nuraghischen Brunnenheiligtum „Santa Vittoria“ mit Rundweg, archäologischen Befunden und den Aufstellorten der 42 Info-*

tafeln nach stark kontrasterhöhender Bearbeitung unter Photoshop. Der Maßstab, der Parkplatz und der Weg zurück nach Serri sind nach dieser Bearbeitung erkennbar. Das war's dann aber auch.

Es gibt Mengen an Literatur über die lange Zeit der Nuraghenkultur, die im 18. Jahrhundert v.u.Z. anhebt und mit ihren Prägungen noch bis in römische Zeit reicht. Lilliu hat zeitweise im Quartalstakt publiziert. Doch diese Literatur ist in meist kaum erreichbare Zeitschriftenaufsätze zerstreut, in lokalen Bibliotheken versteckt und vor allem: sie ist so gut wie ausschließlich in Italienisch geschrieben. In Museumsshops vor Ort bekommt man ggf. noch Aufbereitungen wie das Bändchen „Nuraghenkultur" von Paolo Melis oder den Barumini-Führer von Lilliu und Zucca (vgl. unten den Abschnitt „Literatur"). Doch selbst für solch rare Konzentrate einer internationalisierten Information findet sich offenbar nicht immer ein Übersetzer, der sowohl des Italienischen als auch des Deutschen wirklich mächtig wäre.

All diese Defizite, Erschwernisse und Unzugänglichkeiten wiegen aber wenig gegenüber der realen Zerstörung, die allein in den letzten 150 Jahren einer mehr als zwanzigmal so langen Geschichte stattgefunden hat. Insbesondere die moderne industrialisierte (Land)Wirtschaft richtet irreversible Schäden an. Jeder störende Stein wird aus den Äckern und Wiesen beiseite geräumt, historische Artefakte wie Tonscherben fallen der Zerstörungskraft moderner Bodenbearbeitungsmaschinen anheim. Das Gestein nuragischer Bauten wurde zu Straßenschotter zerkleinert oder für ‚rustikale' Einfassungen von Villengrundstücken aus seinem Kontext gerissen. Für die Pflege der von Archäologen notwendigerweise freigestellten und so dem forcierten Zerfall preisgegebenen historischen Anlagen fehlt oft das Geld, die von ihnen mitgenommenen Kleinfunde gehen immer mal verloren, weil für die sorgfältige Aufbewahrung ebenfalls kein Geld oder keine Räume oder keine Archivschränke bereitstehen, die Ausgräber sterben, ihre Nachlässe aufgelöst werden, die Erinnerungen verblassen oder ganz verschwinden und von niemandem bewahrt werden.

Heute, nur zwei bis drei Generationen nach dem fürchterlichen letzten Weltkrieg, ist bereits der Wert eines vereinten Europa friedlich miteinander verkehrender ehemaliger Nationalstaaten so sehr verblasst, dass Nationalisten wieder die Herrschaft über dumpfe Ressentiments gewinnen können. Wieviel schwieriger ist es da, Erinnerungen an Kulturen lebendig zu halten, die noch sehr viel länger zurückliegen?

Reisen helfen, wenn sie nicht allein auf den Meeresstrand, sondern auch auf die Kulturgeschichte hinter den Küsten gerichtet werden. Sie schaffen Nachfrage nach Information, Pflege und Erhalt, sie bilden, lassen den Reisenden reicher zurückkehren und bewirken so, Geschichte lebendig zu halten.

Michael Siebert, im Juni 2016

Literatur

- Rainer Pauli, Sardinien, DuMont Kunst-Reiseführer, Köln 1989 – *nach wie vor die sorgfältigste deutschsprachige Aufarbeitung der Nuraghenkultur im Rahmen eines leider vergriffenen Reiseführers*
- Paolo Melis, Nuraghenkultur, Carlo Delfino editione, Sassari 2003
- Giovanni Lilliu / Raimondo Zucca, Su Nuraxi Barumini, Carlo Delfino editione, Sassari 1994 – *beide hierzulande erhältlich über www.sardinienshop.de*
- Il Parco della Giara – *italienisch-englisch-deutscher Flyer zur Giara di Gesturi, erhältlich in den Infopavillions der Parkverwaltung an den Parkplätzen*
- Reinhard Exel, Sardinien, Band 80 der Sammlung Geologischer Führer, Borntraeger-Verlag 1986
- ISPRA (Istituto Superiore per la Protezione e la Ricerca Ambientale), Carta Geologica D'Italia, Blatt 540 Mandas, im Web unter: www.isprambiente.gov.it/Media/carg/
- Paul Maar, Türme, Oetinger-Verlag Hamburg 1987